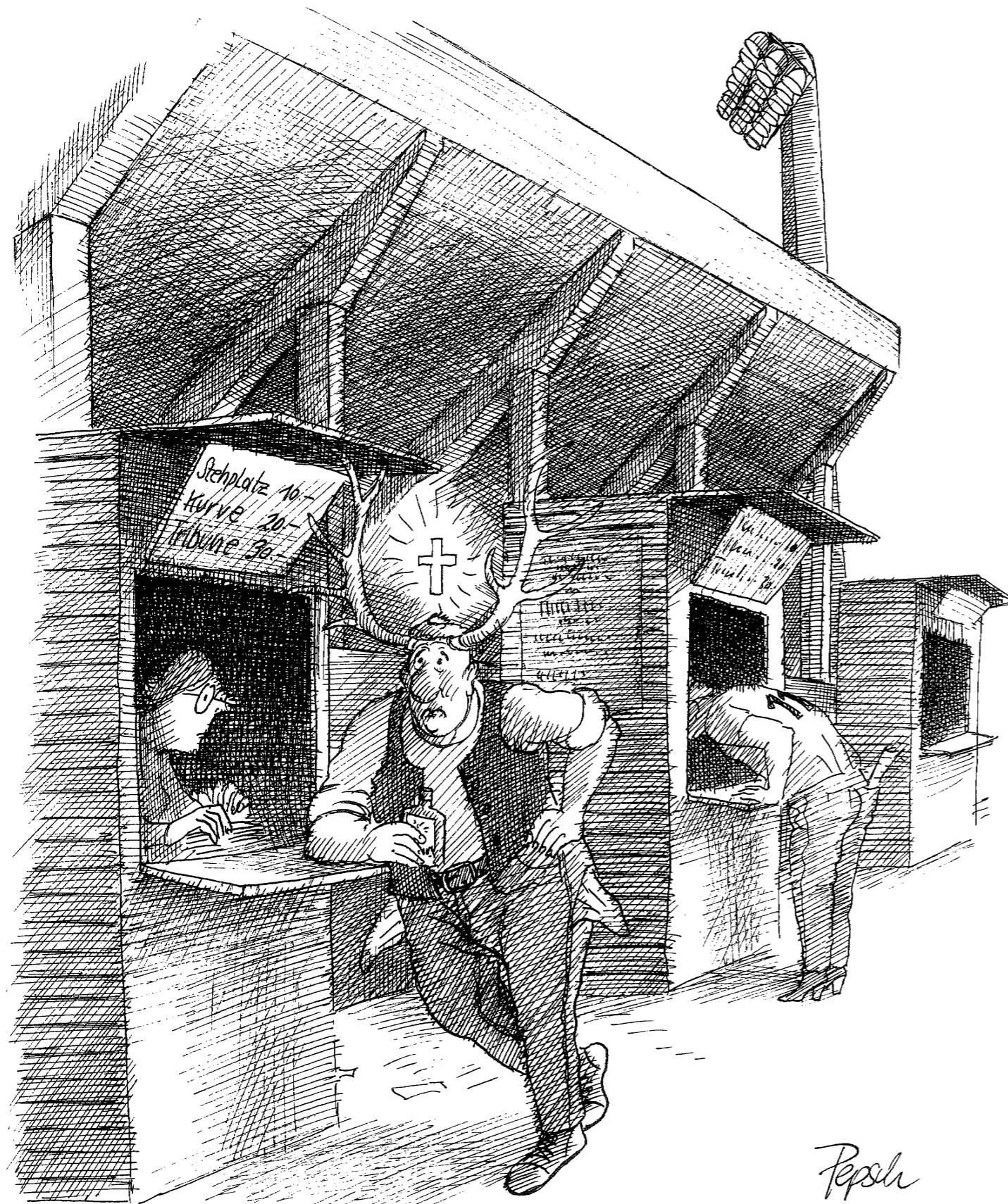


DAS DUELL

Die letzten Tage der Meisterschaft in der Werder-Kurve
Von Wolf Reiser



Bremen döst. Bremen trottet. Bremen schläfert ein. Fünfzehn Prozent Arbeitslosigkeit bedeutet bundesdeutsche Tabellenspitze. Fragt man einen typischen Bremer Taxikutscher, wo denn hier abends was los wäre, antwortet der erst mal drei Minuten gar nicht. Dann kommt die erschlagende Gegenfrage: »Ja, was stellen Sie sich denn eigentlich vor?«

Aber diese Stadt macht Furore im Fußball, seit fünf Jahren. Damals kam ein »Giftnickel«, ein »Eisenfuß« an die Weser und machte klar Schiff. Er übernahm den abgestiegenen, phlegmatischen Bundesligaverein SV Werder, führte ihn schnurstracks in die erste Liga zurück und dort gleich unter die ersten fünf, auf einen UEFA-Cup-Platz.

Otto Rehhagel, Jahrgang 1938, Bergarbeitersohn aus Essen, hatte dem Medium Fußball mehr abgewinnen müssen als bloße Volksbelustigung. »Weg von diesen Trümmern, dem Hunger, der Not«, erinnert er sich der Ruhrpottjugend. »Der einzige Weg war der Fußball. Auf der Straße. Vor der Schule und nach der Schule nur Fußball gespielt – wie die Verrückten.« Sein erstes Training beim Bundesligisten Hertha BSC. »So eine breite Straße hatte ich noch nie gesehen. Ich dachte, super, einmalig. Es war der Traum von Berlin. Es waren wunderbare Jahre. Das erste Mal rausgekommen von zu Hause.«

Über 200 meist unsanfte Partien spielte Rehhagel bei Hertha BSC und später beim 1. FC Kaiserslautern. Der Autodidakt beschaffte sich die Trainerlizenz und stocherte fortan mit den Komiker-Teams aus Saarbrücken, Offenbach, Bremen, Dortmund, Bielefeld und Düsseldorf im Abstiegsalat. Seine Engagements waren gleichbleibend kurzfristiger Natur – Jobs als Nothelfer, Notnagel, Blutauffrischer.

Vielleicht erkannten die gestandenen Sozis aus Werders Präsidium – Dr. Böhmert, ärztlicher Direktor des Krankenhauses »Links der Weser«, und der flapsige Vize Klaus-Dieter Fischer, Direktor der Verwaltungsschule – Otto Rehhagels wahres Talent.

Unkonventionell würfelte der Coach seine Truppe zusammen: Alte, Junge, Schnelle, Lahme, Weiße, Schwarze, Sozis, Zocker und sogar noch einen Österreicher. Dazu holte er den 36jährigen, bereits in die zweite Liga ausgemusterten Ex-Nationalspieler Manfred Burgsmüller. (Bundestrainer Schön: »Manni, bleib auf dem Teppich.« – Burgsmüller: »Wie-so, ich dachte wir spielen auf dem Rasen.«)

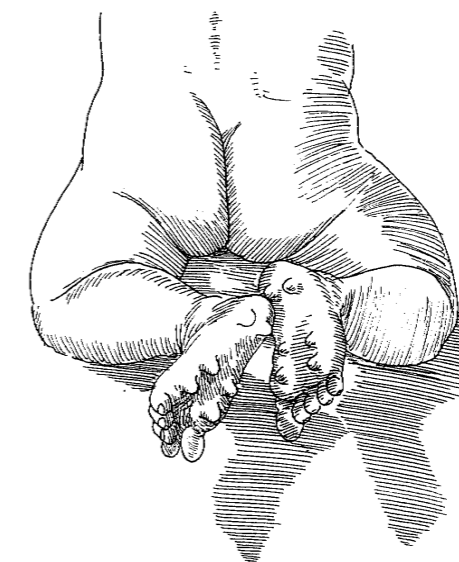
Plötzlich jagte da eine ehrgeizige, spielgeile, phantasiefreudige und stinkaggressive Truppe übers Grün, ließ es vorne – und leider auch hinten – ordentlich krachen, eroberte sich die Fußballherzen im Sturm, wurde 1983 Vizemeister – nur durch das Torverhältnis gescheitert – und wiederholte diese Sensation 1985. »Wir verkaufen Fußball, kei-

ne Siege«, beugte Otto solchem Pech vor. Pech, das zu jedem Risiko gehört.

Seit 1981 hält Otto bei jedem Heimspiel durchschnittlich 24000 Besucher auf Folterstühlen und garantiert ihnen das grün-weiße Qualitätsprodukt Werder-Fußball: Kampf, Spannung, Einsatz, Freude, inzwischen auch Fairness und vor allem immerwährende Dramatik. Denn für Otto muß »Fußball wie Theater sein«. Dem Theater aber geht es nur gut, »wenn alle ihre Rollen maximal spielen« und wenn das Publikum geachtet wird: »Wenn ich ins Theater gehe und eine gute Vorstellung gesehen habe, dann verneigen sich die Schauspieler vor dem Publikum. Sollte einer von denen mir dabei den Vogel zeigen, gehe ich da doch nie wieder hin.« So kommt man nach oben.

Ganz oben jedoch stehen allzuoft die Bayern aus München. Der reichste Klub der Liga. Gut, München hatte eben 1972 die Olympischen Sommerspiele, und der FC Bayern seitdem das schöne große Zeltstadion mit Rasenheizung und all dem anderen Schnickschnack. Der Verein hat Heu und kann den anderen die Kicker wegkaufen. Aber es geht ja nicht nur um die »Millionarios«, wie sie die Bayern im Norden nennen. Da ist eine Menge Emotion unterwegs bei den Fußballfans von Nord bis Süd, da wünscht man sich einen klaren, direkten Typen, der den Fußball ins Volk zurückbringt, denn die erfolgreichen Bayern wollen ja lieber wieder »arroganter werden« (Manager Hoeneß). Otto Rehhagel hat diesen Werder-Bayern-Konflikt, diese Nord-Süd-Auseinandersetzung auf höchster Fußballebene, mal sachte mit den Worten charakterisiert: »Wenn man so viel Erfolg hat wie die, dann darf man nicht so tun, als ob die anderen nichts wären. Das kann ich nicht haben. Ich komme aus dem Ruhrgebiet, wir sind einfache, normale Leute. Wir gönnen allen Leuten, daß es ihnen gutgeht.«

Udo Lattek, der Bayern-Trainer, hält Otto für einen »total verklemmten Jungen«. Und was Latteks Sepplhosen Woche für Woche vorspielen, ist effektiver, aber langweiliger Fußball – Querpaß als Evangelium. Da schlägt kein Herz für die short people, die bares Eintrittsgeld bezahlen. Das »Spielermaterial« wird gegeneinander ausgezockt, da werden Messer gewetzt und Giftsuppen gebrüht. Und wird dann doch, nachdem man aus einem Spiel bitteren Ernst gemacht hat, zu Hause gegen den Tabellenletzten verloren, jubelt zwar der Rest der Fußballrepublik, Udo Lattek aber gerät dann auch schon mal außer sich: »Sie blinde Sau, kommen Sie bloß nicht mehr nach Deutschland!«, entzog er beispielsweise einem Schweizer Referee die Aufenthaltserlaubnis auf Lebenszeit.





Mittwoch nachmittag, 16. April 1986, kurz vor 16 Uhr. Auf Platz elf der Werder-Sportanlage spult Otto Rehagel im klimatypischen Niesel ein normales Trainingsprogramm ab. Gymnastik zum Aufwärmen, Spielchen fünf gegen zwei, Blau gegen Rot. Dann Werders Paradestandards. Verzinkte Norbert-Meier-Ecken, hohe Pezzey-Flanken vors Tor, Ausgefuchstes aus dem Hause Burgsmüller, Kutzops Mittelstreckenschlagschüsse und Freistoßvarianten für drei bis sechs Teilnehmer. Und dann schlurft da auch Rudi Völler über den Platz.

Zur Erklärung muß ich ein wenig zurück in den Liga-Annalen.

Es war ein düsterer Tag, am 23. 11. 1985, als Werder mit drei Punkten Vorsprung im Münchner Olympiastadion einlief. Noch düsterer sollte er für Udo Lattek werden, würden hier weitere Punkte abgegeben. Ein Sieg muß her, hieß die Maxime, und die Bayernelf ging entsprechend hart zur Sache. Nach 15 Minuten hörte man Knochen splintern. Mit einem »ganz normalen Foul« (Uli Hoeneß) versetzte Bayern-Libero Klaus Augenthaler seinen Nationalmannschaftskollegen Rudi Völler für 140 Tage in qualvollen Krankenstand. Werder vergaß vor lauter Angst, Fußball zu spielen, und der FC Bayern gewann mit 3:1. Als die Tragweite von Völlers Verletzung bekannt wurde, schalteten die Profis von der Isar auf Kondolenzrhetorik um. »Völler ist einfach zu schnell«, paßte DFB-Teamchef Franz Beckenbauer ungefragt zu Udo Lattek, der diesen Ball mit einem Tiefflugkopfstoß weitergab: »Gegen Völler nur den Ball zu spielen, das ist unmöglich.«

Völler blieb erst mal bei seiner weichen Leiste, die bald zum Nationaladduktor anschwell. »Wenn man so aggressiv und brutal spielen muß, dann verzichte ich lieber auf den Titel«, ließ er wissen.

Eine Adduktorenkapazität nach der andern fummelte an der Leiste herum. Irgendwann, der Teamchef hatte da vermittelt, landete Völler beim Bayern-Vereinsarzt Müller-Wohlfahrt. Und wenig später kolportierte genau die Münchner Presse, der arme Rudi sei ja bereits verletzt in die Schlacht gehinkt.

Warum damit der eiskalte Fußballkrieg zwischen Nord und Süd entfacht war, schlüsselt Werder-Vereinsarzt Dr. Meschede auf: »Wenn also der Rudi nun tatsächlich bereits eine weiche Leiste gehabt hätte, die nicht direkt auf Augenthalers Foul zurückzuführen gewesen wäre, dies also als

anlagebedingter Schaden erkannt worden wäre, dann hätte dies für ihn das Aus bedeutet, weil damit sein Versicherungsanspruch erloschen wäre. Also: keine müde Mark, ab ins fünfte Glied. Gott sei Dank hat sich diese Frage durch die Nachbegutachtung der Berufsgenossenschaft eindeutig geklärt, und es wurde als klare Verletzungsfolge analysiert und bestimmt.«

Rauch und Bier, Hackepeter und Klare und Stimmengedudel in der Stadionkneipe. Rauch und Bier und Kaffee im angrenzenden Presseraum. Alltag des Sportjournalismus.

Donnerstag, der drittletzte Spieltag. Werder – mit zwei Punkten Vorsprung Tabellenführer – empfängt Borussia Mönchengladbach, ein Team, das lange Zeit Meisterschaftsambitionen hatte, zuletzt aber zurückgefallen ist. Von draußen Fanfarenstöße, Schlachtgesang, Bratwurstgeruch. Auf der Tartanbahn schlägt die Mißgunst der öffentlich-rechtlichen Sportmonopolisten den Neuen von SAT 1 entgegen, die ihnen der clevere Werder-Manager vor die Kameras gesetzt hat.

Mit dem Anpfiff nimmt auch Udo Lattek auf der Ehrentribüne Platz. In fünf Tagen müssen seine Sepphosen zum vielleicht alles entscheidenden Spiel hier antreten.

Der Tag geht – Johnny Otten kommt. Immer wieder schleppt der 25jährige Hobbyangler mit dem angsteinflößenden Schnauzer, assistiert vom Verteidiger-Kollegen Thomas Schaaf, Häuptling der Youngster-Fraktion, die Bälle in die Hälfte der hellblauen Borussia. 9:0 Ecken nach der



Hälfte, fünf todsichere Chancen, aber 0:0. Rehagel an der Außenlinie, wie ein Irrwisch fuchtelnd, tanzt in seiner blauen Windjacke den Werder-Shuffle, begleitet vom großen Chor der 40000. Keine Zeit für Tschicks, keine Zeit für Bier. Fußball total. Fußball als Folter. Und endlich, nach knapp einer Stunde, macht der lange Neubarth, den sie für mickrige 30000 Märker aus der Provinz gekauft haben und inzwischen – nach dem brasilianischen Ballzauberer – »Socrates« nennen, sein inzwischen schon obligates Kopfbalitor. Nun glimmen Zigaretten auf, Tausende von Bieren laufen in Plastikbecher.

Zehn Minuten später treibt sich der lahme Borussia-Sturm versehentlich vor dem Werder-Tor herum. Pezzey und Kutzop probieren eine improvisierte Abseitsfalle, durch die sich der Gladbacher Hochstatter, bis dato Träger einer Rückennummer, an die ich mich aus guten Gründen nicht entsinnen kann, schmuggelt. Ein Schußchen, aber zum jähen Entsetzen des arbeitslosen Burdenski und der frohen Gemeinde trudelt das Leder vom Pfosten hinter die Linie. Danach nur Krampf, ein Punkt ist verschenkt. Eine kleine Bruchstelle; groß genug jedoch für zerstörerischen Selbstzweifel.



Man hatte Pech, doch man behielt, zum 31. Male in dieser Saison, die Tabellenspitze. »Wir werden Meister«, tönte Verteidiger Winklhofer aus München, der durch ein 40-Meter-Eigentor im ersten Spiel der Saison auf sich aufmerksam gemacht hatte. »Jetzt können wir es aus eigener Kraft schaffen«, schätzten »Schwabepfeil« Dieter Hoeneß (»Bei mir verläuft halt alles in Schlangenlinien«) und der Knatterfranke Lothar Matthäus (Standardfrage: »Gell, Trainer, heut war ich aber gut?«). Udo Lattek räumte alle Zweifel weg. »Wir gewinnen in Bremen 0:4 und werden Meister.« Das ist eigentlich der Bluff von frechen Straßensungs. Frotzelei, Provokation, nicht mehr. Und doch traf Lattek damit ins volle.

Immer wieder hatte nämlich in den letzten fünf Jahren Otto Rehagel – bis ihn keiner mehr hören wollte – darauf hingewiesen, daß man noch nicht soweit sei; daß man eben nur da stehe, wo man steht; daß man zu viele Verletzte habe; daß das Team noch zu viele individuelle Fehler mache und so fort. Immer wieder holte Otto seine Jungs auf den Teppich zurück, mehr noch: Er kehrte sie drunter.

Werder-Kapitän Benno Möhlmann, Karibik-Freak, Ramsch-Spezialist, studierter Betriebswirt, annoncierte so in Ottos Sinne: »Mit einem Sieg am Dienstag gegen die Bayern können wir aus eigener Kraft Meister werden.«

»Können«, nicht etwa »werden« oder gar »müssen«. Zweckpessimismus? Pragmatismus? Feigheit? Fritz Stemme, Psychologie-Professor an der Uni Bremen und von Rehagel wegen seelenakademischer Quatscherei aus Werders Intimsphäre verstoßen, sieht in solch halbherzigen Bemerkungen genau die »Zweifel reaktiviert, die sich im Laufe der Profijahre bei den Spielern festgesetzt hatten.«

Nichts beunruhigt Otto mehr als Zeitungsfritzen im Mannschaftsbus oder in der Kabine. Ausnahme ist da nur der smarte ZDF-Reporter Rolf Töpferwien. All das, was Fußball hinter der Kulisse ist, wird in Kabinen mystifiziert. Hier vermutet man den Schlüssel zum Schicksal großer sportlicher Wenden, die Aura, in der große Männer große Entscheidungen fällen. »Was soll denn da schon passieren«, greift sich Benno Möhlmann genervt durchs braune Haar. »Da wird massiert, man tankt Luft, hängt durch, und dann gehen wir wieder aufs Spielfeld, weil dort ja in der Regel Entscheidendes passiert.«

Auch Werder-Vereinsarzt Dr. Meschede beschwichtigt: »Da gibt's keine Schimpfereien, da geht es ganz normal zu, kühl, sachlich, man beredet ein paar taktische Änderungen. Ich schaue mir die Blessuren an und bemühe mich, Schmerzfreiheit herzustellen, oder rede mit Otto über verletzungsbedingte Auswechslungen.« Eine Kostprobe dieser sogenannten Kabinenpredigten gibt Rehagel selbst: »Zu dem Pezzey sage ich immer: Du mußt Fußball spielen wie ein Tiroler. Du bist ein Tiroler. Die Tiroler sind richtige Kerle. Aber er neigt dazu, wie die Wiener zu spielen.«

In der Kabine des SV Werder hat alles seinen Platz, jeder seinen Haken, seine grüne Hose, sein grügestreiftes Trikot, den Trainingsdreß, unzählige Schuhe, Stollen. Weißgekalkte Wände, genoppte braune Bodenkehlen, Rohre, klobige Thermostate. Holzbänke, drei braunlederne Massagebänke, Transportkisten aus tiefblauem Blech. An der Decke vier quadratische Großraumbüroleuchten und ein Ventilator. Während sich bei Rudi Völler und Johnny Otten die Fan-Post im Notice-board stapelt, haben Pezzey, Meier und Burdenski ihre Fächer artig geleert.

Nach dem täglichen Training, Waldlauf, Gymnastik, Spielchen und so fort, findet jeder Werderaner, akkurat aufeinandergestellt, drei Minipäckchen »Bremerland Frische Vollmilch« und zwei »Frische Trinkkakao« vor. Nach Sauna, Duschen, Massage oder Whirlpool geht es zum Waschtrog, den 20 gläserne Zahnputzbecher mit Bürste säumen, dazu ein 5-Gramm-Beutel Magnesium Diasporal, ein Granulat, das sich, in Wasser aufgelöst, pastisfarben trübt und wie Flüssigmetall schmeckt. Am Kabinenausgang sind mit Kreide die Anfangszeiten der nächsten zwei Trainingseinheiten aufgekrizelt.

Ranglistenzweiter in Sachen Körperhygiene ist momentan Werders Elfmeterspezialist Michael Kutzop. Damit sich sein mit einem gewissen Affekthaschen vorgetragenem Griff durchs engelsblonde Langhaar auch luftig durchführen läßt, benutzt er zielsicher ein L'Oréal-Shampoo, dem er ein Keralogie-Vitamin-Haarwasser zufügt.

Vierzig Minuten länger als normale Bremer verbringt der »Tiroler« Pezzey in autokosmetischer Obhut. Noch duscht er, aufs schwarze Lockengestrüpp Wella-Shampoo und Wella-Balsam-Pflege verteilt. Abwechselnd greift er mit 84 Kilo schwerste Werder-Junge zu dem Palmoliv oder Brut-

Fabergé-Rasierschaum, dem er ein exklusives Rothschild-After-Shave, gilbig-süßlich, folgen läßt.

Da steht nun Österreichs Nationallibero, nackt und gesprächsbereit. »Und hier also holt ihr euren Anschluß ab?« Kurze Pause. »Was für 'n Anschluß?«

»Na ja, wenn ihr Abseitsfallen verzockt, die es nicht gebraucht hätte.«

Längere Pause, Stimmlage süßlich-mild: »Das is alles relativ.«

Ein scheppernder Haarfön verhindert vorerst weitere Erkenntnis.

»Ich hatte das Gefühl, daß die Gladbacher gar nicht gewinnen wollten.« Grimmiger Blick. »Sagen Sie mal, wie lange sind Sie denn schon im Geschäft?« 1955, also mein Jahrgang.

»Ich schau mir halt Fußball an.«

»Dann ist Ihnen vielleicht aufgefallen, wie die sich hinten reingestellt haben.«

»Das schon, aber die hatten keine Chance, trotz dem Tor.«

»Weil wir die total unter Druck gesetzt haben.« Ende der Kabinendurchsage.

Akribisch signiert der Tiroler, der gerne wie ein Wiener spielt, noch neun Lederbälle und geht ab. Unberührt harren auf dem Holzbrett über seinem Platz eine CD-Body-Lotion und eine Büchse Pond's-Feuchtigkeitsschmecke.

Dr. Meschede, Werders Vereinsarzt, strahlt die Ruhe dieser Menschen aus, die dem Tod so oft und so lange ins Antlitz geschaut haben, daß sie nicht mehr an ihn glauben. Um seine grünweißen Sensibelchen im medizinischen Griff zu haben, läßt er kein Training aus. Genüßlich zieht er an der Rillo. »Ob nun die Bayern oder wir Meister werden, ist eigentlich banal. Wichtiger ist, was denn hier Perspektive hat. Ist das das absolute, coole Profi-Dasein, der vorausgeplante Erfolg, Millioneneinkäufe? Oder das Spontane, Improvisierte, das ständige Arbeiten an und mit einer konstanten Truppe, Nachwuchsarbeit ebenso? Ich habe in München studiert, doch dieser Fußball dort hat mich nie ins Stadion gelockt. Was Werder ausmacht, ist wohl diese in der Liga einzigartige Atmosphäre; da gehen manchmal 25 Leute abends zusammen weg, das ist fast wie in Gartenlauben-

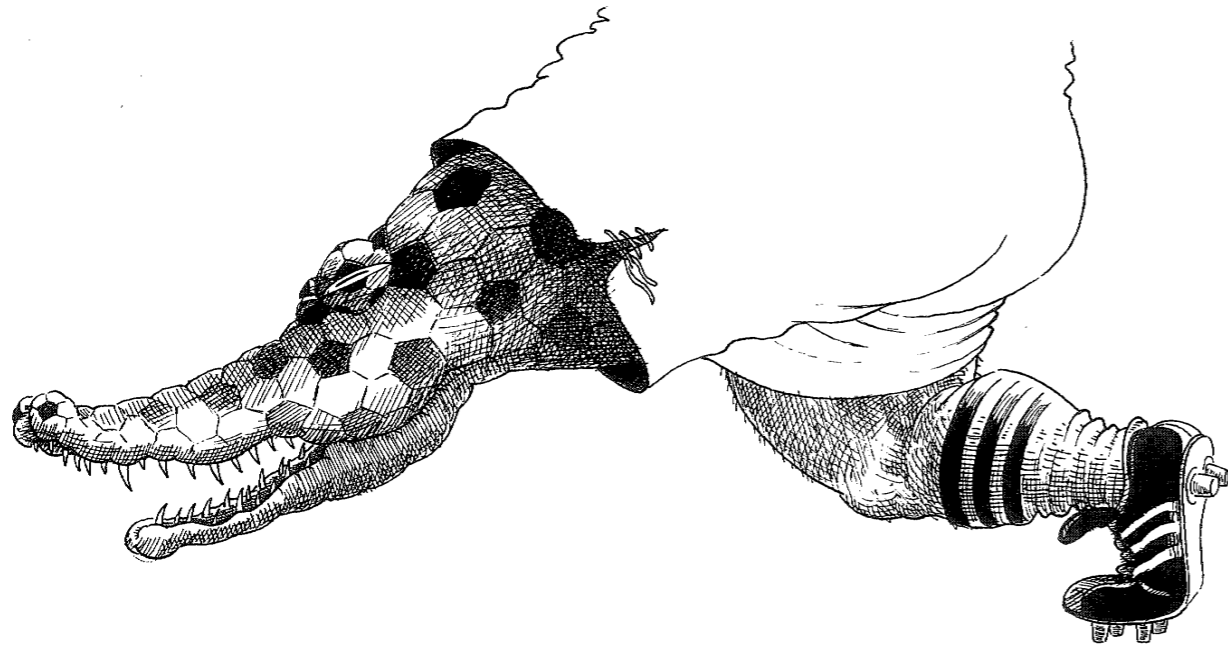
Zeiten. Da läuft was untereinander. Ich glaube, da ist auch keiner unter den Jungs, der später mal ausflüpft, wenn er aus der irrationalen Profi-Welt abgeht und in die ganz normale Welt zurück muß.«

Jeden Samstag treffen sich die Eierverkäufer in Bremens Fußgängerpassagierschickeriastheimbißtreff »Weinkrüger«. Bereits vor Jahren erkannten sie die Zeichen der Zeit und schufen neue Märkte. Draußen – in Brand's Heide. Sie lockten Bremens Opus und Omis in vollklimatisierte Reisebusse, verteilten stimmungsfördernde Likörchen und drehten ihnen in irgendeiner Heidegaststätte nach Kaffee und Kuchen, Schrammelmusik und Conférencierwitzchen stapelweise überbeuerte Bettwäsche an.

Heute stoßen die Endvierziger mit ihren schrillen Lebensgefährtinnen auf ihren cleveren Riecher von damals an. Zwischen Schorle, Bier und Doppelkorn schieben sie sich die Spargelpipelines sittenverachtend mit der Hand in den Mund.

»Mann, weißte, was die Superstory über Werder ist? Wir sind Business-Leute, okay? Wir haben 'ne VIP-Karte, okay? Aber wir scheißen am Dienstag auf die VIP-Karte. Da ist nichts mit »Küß die Hand, verehrte Frau Nochwas« und so 'n Scheiß. Weil, am Dienstag ist Rio in Bremen. Da sitzen wir in der Stadionkneipe bei den Jungs, und da stehen 15 Magnum Moäng Tschändong. Und Werder schießt die Sepphosen ab, und dann ist Rio, und dann haste deine Story, okay? So was haste noch nich gesehen. Du kannst hier alle fragen. Euer Franz Josef, der Strauß, auf den stehen wir hier alle. Da stehen wir stramm. Der Junge ist okay. Aber Werder wird Meister. Das ist der Punkt.«

Und die Sepphosen spielten an diesem Samstag gegen Leverkusen 1:1. Nichts lief unterm Olympiazelddach, Lattek vergrub sein Gesicht hinter den knöchern-weißen Fingern, und Dieter Hoeneß, seit seinem Ritterschlag zum Nationalmittelstürmer unentwegt auf der Suche nach Gesprächspartnern von Film, Funk und Fernsehen, überraschte mit der faszinierenden Sentenz: »Die nervliche Belastung war wohl zu groß. Unser psychologischer Vorteil gegenüber Bremen ist jetzt weg.«



Diesem Lemke macht das Spaß. Überall ist sein Typ gefragt, Telefone klingeln 24 Stunden, alle Welt auf Werder, Presse selbst aus Honduras. Ein kleiner, wuselig, spitznasiger Mann, früher Landesgeschäftsführer der SPD. Zwischen einer Janssen-Graphik und einem 20er-Jahre-Plakat »Kampf dem bürgerlichen Fußball« wühlt der Werder-Manager nach Terminkalender und Argumenten: »Der FC Bayern München – das sind die Reichen, die Starken, die Großen. Das sind die, die hier alles wegkaufen, die mit breiten Ärmeln und Ellenbogen kämpfen. Werder, wir wollen was anderes sein. Bodenständig, volkstümlich, volksnah, die Jungs von nebenan. Sie sollen 90 Minuten lang verdeutlichen, daß sie rennen und schufteten und arbeiten, damit die Leute sehen, daß sie eine ehrliche Gegenleistung für ihr Geld bekommen. Das ist das A und das O.«

Und warum managt der Genosse heute Fußball anstatt, wie früher, Wahlkämpfe?

»Dieses Spiel hat doch einen gesellschaftlichen Stellenwert. Die ganze Stadt, die ganze Region identifiziert sich mit uns. Für die Stadt ist es wichtig, mal ein Erfolgserlebnis zu haben. Arbeitslosigkeit, Pleiten, die Uni baut ab, überall wird gespart, Stadt ist pleite – da ist so ein Erlebnis unheimlich wichtig, und deswegen glaube ich, daß es auch wichtig ist, daß ich mich da voll reinhänge. Ganz elementare, spontane Gefühle – Freude, Trauer zu geben –, das möchte ich vermitteln helfen.«

Am späten Nachmittag bevölkern grünweiße Fan-Utensilien die früher geöffneten Kneipen im Ostertorviertel. Sie ziehen Filter matschig, dreschen sich Doppelkorn unter die farbige Wollmütze, tariieren Sieghöhen aus. Auf dem Kopfsteinpflaster der Peterswerder Unterführung, wo sich das matte, milchige Nordlicht sanft verflurt, poltern die Hufe der Polizeipferde. Auf dem Gelände des für die Öffentlichkeit noch verriegelten Weserstadions sind die Sport-Eminenzen der Republik unter sich. Sport-Studio-Kürten, kindlich staunend, die Hände im Trenchcoat vergraben, Paul Breitner, mit adretter Wildlederhose, Vontorra von Radio Bremen, Töpperwiens Lausbubengesicht mit brummbärigem Scherz nach links und einer Bruce-Springsteen-Fachsimelei nach rechts. Die Kunststoffbahn, die zwischen Außenlinie und Werbetafel liegt, bevölkern unwichtige Individuen mit wichtiger Pose.

Es ist warm und windstill. Ich gehe gemächlich, Schritt für Schritt, die Außenlinie entlang. Tiefe Stollenfurchen haben den Rasen zernarbt. Kleine Buben waren wir, als wir das mickrige Taschengeld in diese Fußballbilder steckten, die man dann einkleben konnte, und ganze Wochenenden tauschten wir dann, einen Eusebio gegen drei Uwe Seeler. Oder wir kickten in dem düsteren, nach fauligen Kastanienblättern miefenden Hinterhof unseres schwäbischen Humangymnasiums stundenlang mit Steinen oder Blechdosen oder mit Schwämmen in den polierten Schulgängen. Nachmittags im Sommer drückte die Hitze auf den versengten Dorffußballplatz, zu zweit versuchten wir immer wieder, das ausgebeulte Leder gegen das Lattenkreuz zu dropfen, als Meisterprüfung. Oder im Garten daheim, den Ball in der Luft halten, bis Mohn- und Rosenbeete platt dalagen. Das war für uns Spiel, Freude, Erregung. Und es war existentiell wichtig, weil es das Gegenteil war von Citronensäurecyclen, Pippin, dem Hausmeister, blauen Briefen, Klassenbucheinträgen (»R. wirft mit fauligem Apfel auf die Tafel«) und diensthabenden Fremdsprachdidakten, die uns zum gesungenen »Alle meine Entchen« den Schädel im Takt gegen die Klassenzimmertür knallten. Allein der Geruch einer Turnhalle, dieser Schmelz aus Plastikmatten, Schweiß, Billigshampoo, ließ die Demütigungen einer ganz normalen Schulwoche vergessen.

Doch mit dem Verschwinden der großen Idole war es vorbei mit dem großen Fußball. So etwa in der Zeit, 1975, als die Originale allmählich abtraten wie der Dortmunder Ente Lippens (Schiedsrichter zu Ente: »Ich verwarne Ihnen.« Darauf Ente: »Ich danke Sie.«) Oder Traumkicker wie Netzer, Overath und internationale Alleinunterhalter wie Rive-



lino, Boninsegna, Cruyff. Dann führten Kaufmänner das Wort, und alle Welt redete über Transfersummen. Die trübe Ligakickerei wollten sich immer weniger antun. Wäre der deutsche Galopp- und Trabrennsport ein wenig attraktiver, er hätte der Liga den Räumungsverkauf beschert. Fußball war ein Produkt geworden, seine Spieler Handelsware und die Zuschauer ein jährlich zu kalkulierender Schnitt.

Diesem Gespenst trat Otto »Torhagel« in den Arsch. Aus dem seichten Modern-Talking-Synthi-Pop entwickelte er den Heavy-Metal-Rock des SV Werder.

Ein Elfmeterpunkt ist kenntlich gemacht durch einen kleinen, weißen Kreis. Das Tor mißt 7,32 m Breite und 2,44 m Höhe. Gut 80% aller Elfmeter finden den Weg ins Tor, eine leichte Übung, scheint es. Zum Bösartigsten im Fußball jedoch gehören entscheidende Penalties, so in der letzten Minute, wo der Ball tonnenschwer und das Tor winzig wird. Uli Hoeneß, der Pechvogel vom Europameisterschaftsfinale 1976 in Belgrad gegen die ČSSR, hat zu diesem Problem ein beeindruckendes Stück Prosa vorgelegt: »Einsam spazierte ich auf den weißen Punkt, rings um mich Sahara. Uli, reiß dich zusammen, du mußt, du mußt. Ich lief an, ich schoß, ohne auf den Torwart zu blicken. Ich schaute dem Ball nach, sah ihn immer höher steigen. Wie eine Weltraumrakete von Cape Kennedy sauste er in Richtung Wolken. Unerreichbar. Da kam kein Torwart mehr ran, niemand konnte ihn halten, so hoch flog der. Nur im Tor war er nicht gelandet, dieser Ball. Es wurde leer um mich herum. Ich stolperte zurück. Es war wie im Film um mich herum. Ich ließ mich treiben – willenlos!«

Rauch und Bier und Hackepeter, Kaffee und Korn, Fanfarenstöße, Schlachtgesänge, Bratwurstgeruch, trübe Witzchen aus dem Sprecherkabuff. »Get back«, intoniert der Spielmannszug »Hansa«, kostümierte Buben und Mädels mit Tuba, Pauken und blitzblankem Krimskrams. Ziemlich schrill. »Get back to where you once belonged.« Zurück auf den zweiten Tabellenplatz etwa?

Und Werder hätte wieder mal alles klarmachen können. Burgsmüller, Socrates, Meier, Otten – aber was Pfaff im Bayern-Tor hält, ist hohe Kunst. Sonst spielen sie hart, dennoch akzeptabel und beschränken sich auf ihren Verkaufsschlager, den Querpaß, mit dem man ganz prima das

Tempo aus dem Spiel nimmt. Augenthaler, mit Mord- und Bombendrohungen empfangen und von seriös gekleideten Bodyguards unablässig observiert, übersteht die unerbitlichen Pfeiforkane mit Haltung. Es ist ein packendes Spiel, ein großes Spiel, in dem dann Mitte der zweiten Hälfte der Wind umschlägt. Latteks Sturmspitzen spüren Werders Kräfte schwinden und drehen auf. Nur noch Burdenski, im 13. Jahr Werder-Keeper, fährt den »Millionarios« in die Parade. Angst geht um, hysterisches Wimmern, dann Totenstille, dann tausendfaches Stöhnen. Nervenenden liegen frei. Und dann: Rehagel bringt Rudi Völler, getragen von einem minutenlangen Jubelsturm.

Zehn Minuten schleppt sich Rudi Völler, dessen Haar in der drückenden Zeit seiner Zwangspause grau geworden ist, durchs bayerische Abwehrzentrum und sucht die Lücke. In der 89. Minute erreicht ihn endlich ein halbhoher Ball, Höllenlärm im aufgeheizten Rund, im harten Tackling mit seinem Intimfeind Lerby dringt er in den Strafraum ein, versucht dem verzweifelt kämpfenden Dänen den Ball über den Kopf zu spitzeln, dieser hüpfert orientierungslos, die Hände wie Fühler ausgestreckt, durchs Gelände. Völler reißt plötzlich beide Arme hoch, Lerby, das Leder wiederentdeckend, rennt diesem wie besessen hinterher, das Weserstadion erlebt einen Tidenhub, einen Ruck, und Schiedsrichter Roth pfeift und weist auf den Punkt.

Otto steht regungslos. Möhlmann (seit 15 Spieltagen verletzt), Sidka (seit 5 Spieltagen verletzt), Gruber (seit 2 Jahren Fast-Invalide) springen hoch, spucken die Kaugummis aus. Weinend verkriecht sich der ausgewechselte Norbert Meier unter der Trainerbank. Udo Latteks Gesicht wechselt zwischen allen möglichen Schattierungen, zwischen Dottergelb und Vollviolett. Elfmeter. Sekunden vor Schluß. Zu 80% ist Werder Meister. Sekunde für Sekunde wird das Bayern-Tor kleiner.

Kameras surren, Fotografenhorden sprinten hinter Pfaffs Gehäuse. »Trainer«, zerrt Norbert Meier an Ottos Jacke, »du mußt Kutzop sagen, daß er schießen soll.« Der kleine Rummenigge reißt sich vor Entsetzen beinahe seine bleichgetünchte Discofrisur vom Kopf. Fassungslos wankt Lothar Matthäus am Spielfeldrand entlang. »Dieses Arschloch will uns abschießen.« Die Grünweißen liegen im Gras und verdecken ihre Gesichter. Im Stadioninnenraum schüttelt der Fachausschuß deutscher Fußball-Kapazitäten kollektiv den Kopf. Das war kein Elfmeter. Das war kein Handspiel. Eine Fehlentscheidung also sollte den neuen Deutschen Meister küren. Und wieviel Sympathie würden die Jungs von der Weser verlieren dank dieses dummen Geschenks.

Es dauert eine Ewigkeit, bis der Ball endlich von der Tribüne ins Feld zurückgeworfen wird. Warum nimmt sich Rudi nicht die Pille und hebt sie dem Belgier Pfaff einfach unters Holz? Weil bei Werder Kutzop die Elfer schießt. Alle acht in dieser Saison, sicher und schön verwandelt. Nur dieser jetzt. Da liegen 34 mal 2 mal 45 Minuten drauf. Kutzop, komm, Junge, mach Bremen zu Rio, reiß dich zusammen. Geh durch die Sahara, mach es schnell und mach es gut.

Totenstille. Kutzop läuft an, ganz cool, abgefeimt oder schwach vor Angst? Für eine Zehntelsekunde unterbricht er seinen gemächlichen Lauf, Pfaff macht eine Körpertäuschung in die rechte Ecke, dann bleibt er hocken. Wo ist der Ball? Es dauert Ewigkeiten. Plötzlich, da, er segelt halbhoch in die linke Ecke, ganz langsam. Einen Moment vermischt sich das fleckige Weiß des Balls mit dem Mattweiß des vierkantigen Torpfostens. Otto steht regungslos. Und dann sackt das Stadion wie ein sterbender Schwan in sich zusammen. Unter dem gleißenden Flutlicht tanzen

die roten Bayern-Trikots. Uli Hoeneß und Udo Lattek tanzen ihren Schuhplattler, Kutzop kniet am kleinen, weißen Punkt. Ein Film ist gerissen. Minutenlang stieren Menschen ins Leere. Endlich bewegen sie sich, treten über Plastikbecher, zerknirschen Blechdosen unter ihrem Automatenengang.

Es gibt kein Rio an diesem Dienstagabend. Der Bogen, der seit fünf Jahren gespannt wurde, immer fester, um endlich den entscheidenden Pfeil gen Süden zu jagen, reißt in letzter Sekunde, plopp. Die Eierverkäufer, plopp, lassen



ihren Moäng Tschändong in den tannengrünen Magnumkeulen und hängen die schreckensbleichen Köpfe ins Bier. Willi Lemke packt seine vorgedruckten Meisterschaftswimpel weg, zurück in die riesigen Kartons. Hundert Seiten Jubelausgaben mit protzigen Gratulationen von Kaffeeröstern und Elektrofirmen werden wieder eingestampft. Tonnenweise Grünweiße-Grütze, weg damit. Die vorbereiteten Blumengebinde – weg damit. Bremen gleicht einem geplatzen Ballon. Hiermit ist die Story beendet, der Bogen zu Ende geführt. Werder ist zum 32. Male Tabellenführer, zwei Punkte vor Bayern, aber das schlechtere Torverhältnis. Der Spielplan weist noch eine Runde auf: Werder muß zum VfB Stuttgart, die Bayern empfangen Borussia Mönchengladbach.

Otto Rehagel tröstet Kutzop, den Unglücksraben. Eigentlich sei er froh, nicht mit einem geschenkten Elfer Meister geworden zu sein. Kutzop wird vom Trainer in die Kneipe geschickt, bis acht Uhr früh säuft er sich das Elfmeterrauma weg.

Am Vorabend des High Noon, kurz nach 23 Uhr, Freitag, den 25.4.1986 gab Otto Rehagel der ARD-Sportschau ein Kurzinterview drastischer Art: »Natürlich ist das für einen Trainer unwahrscheinlich schön, wenn er Deutscher Meister wird. Aber für mich ist wichtiger, daß die Mannschaft, die muß im nächsten Jahr auch noch Fußball spielen und im übernächsten Jahr. Wenn wir morgen hundertprozentig als Einheit auftreten und der Gegner ist eindeutig besser als wir und wir können nicht gewinnen, dann bin ich Sportsmann genug, um das anzuerkennen. Wenn die andern besser sind, dann kann man nichts dran machen.«

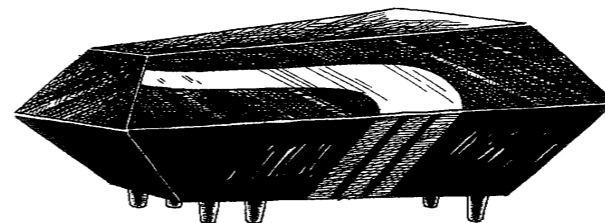
Sonnabend, 26.4.1986, Stuttgart. Sauber geputzte Autos rollen den Killesberg hinunter, im Heckfenster oft diese Pappwaldis, die in Kurven dämlich mit dem Dackelkopf wedeln, und prophylaktisch Knirps-Schirme. Der Schwabe läßt nichts anbrennen. Menschen kehren Gesteige. Wie vor zwanzig Jahren. Sonnabends liegen die Württemberger gerne unter ihren Karossen, lassen

Altöl ab, lackieren Stoßdämpfer oder kleben Löcher im Auspuff ab. Zur aktiven Freizeitgestaltung gehört es auch, daß das Blech zärtlich shampooiert wird, und dazu dröhnen aus allen Radios Willy Reicherts hintersinnige Funkposen und die lustigen Sketche der »Straßenkehrer«, so eine Art Dick und Doof auf schwäbisch, aber Straßenkehrer eben.

Kein anderes Volk dieser geplagten Erde verwendet derart viel Zeit und Muße auf das Sauberfegen von Bürgersteigen. Freiwillig. Unbezahlt. Manuell. Kein Keim soll im Musterlände sein zersetzendes Unwesen treiben können. Dazwischen dann »Heute im Stadion«, Konferenzschaltungen, sich hysterisch überschlagende Reporterstimmen, Mägerlein, Kaiser, Mellion, Rugenbauer, Sammy Drechsel, »... und der Ball wurde immer länger...« Ja, so war das früher hier, als es höchstens einen Schwarzweiß-Apparat pro Straßenzug gab.

Es gibt Haberschlachter und Trollinger im Clubraum des Neckarstadions. Ich treffe Jaspers und Johannsen wieder, die beiden Funkzwillinge von Radio Bremen, unzertrennbar, eingespielt wie damals die zwei von *Tennisschläger und Kanonen*. Sie haben 90 Minuten Hörfunk-Einsatz vor sich. »Nee, det wird nichts mehr heute. Das kann einfach nichts mehr werden. So schön es wäre. Wenn da schon der Bremer Hochadel, das halbe Parlament morgens mit Werder-Mützchen, Grünweiß-Schal und fünf Piccolo im Flieger sitzt und Schlachtrufe reimt. Nee, nee.«

7000 Werder-Fans haben sich in der Gästekurve breitgemacht. Sie waren mit grünweißen Sonderzügen angereist, mit Dosenwürstchen, Dosenbier, Plastiksalami, Durchhal-



teparolen, Hoffnungsrezitativen. Sie sind müde, bleich, geschafft. Wohl zum ersten Mal in seinen Werder-Tagen muß Otto auf unentschieden spielen. Dieses Unentschieden würde genügen, egal, was die Sepphosen 250 km südöstlich fabrizieren. Zum ersten Male sind die Wunderknaben, bei denen Rudi Völler von Beginn an mitspielt, gehalten, defensiv zu spielen, Konter anzulegen, abzuwarten. Man lernt solche Systeme nicht über Nacht, und nachdem fünf Minuten im Neckarstadion gespielt sind, weiß jeder (in München steht es bereits 2:0), daß Werder heute nicht nur gegen die Bayern, die Gladbacher und die Stuttgarter zu fighten hat, sondern vor allem gegen sich selbst. Und Werder ist ein Torso. Burdenski verhindert den »sudden death«, Pezzey mimt verzweifelt den ruhenden Turm im abgrundtiefen Chaos, zwingt sich zu einer derart penetranten Gelassenheit, daß seine Defensivassistenten Schaaf und Otten von Sekunde zu Sekunde zu schlimmeren Nervenbündeln werden. So fällt das 1:0, das der Freizeitpazifist Karl Allgöwer (»Wenn ich einen Tag lang Kaiser von Deutschland wäre, würde ich eine atomwaffenfreie Zone anordnen«) ins Tor hämmert. Danach blinzeln elf grünweiße Profikickerkopien in die warme, südliche Sonne und schauen interessiert zu, wie Müller und Nushöhr die Bälle aufs Gebälk schlagen,

Sigurvinnsons Kunststöße um Millimeter das Tor verfehlen, Burdenski schier Unmögliches hält und Allgöwer bald sein zweites Ding unterbringt. Dann haben sie Gewißheit. Die Selbstzweifel sind nicht mehr nur aktiviert, sondern integriert. Meier kommt dann schon in der Halbzeit für Völler, Neubarth für Ordenewitz, das Spiel wird sichtlich besser, jedoch um keinen Deut gefährlicher. Plötzlich hat der kleine Manni Burgsmüller seinen Blondschoopf am Ball und macht in der 79. Minute den Anschlußtreffer. Im Münchner Olympiastadion rennen die Gladbacher schon so lustlos auf dem Feld umher, als sei die Saison gelaufen. Bayern führt 6:0. Werder hat noch 10 Minuten. Aber Stuttgart hält das 2:1. In München geht die Saison zu Ende, ohne daß ein regulärer Schlußpfiff ertönt wäre. Die Meisterschale des DFB, von den Spielern abgeküßt, ist eine Kopie. Das Original wird in Stuttgart eingepackt.

Fußball kann so bitter sein«, preßt Bruno Pezzey hervor, als Otto den Pulk der Journalisten abgeschüttelt hat.

»Wissen Sie, guter Mann, was eine schwarze Stunde ist?« hat Rehagel in der Pressekonferenz kurz danach für einen Fachjournalisten parat. »Eine schwarze Stunde ist, wenn jemand in der Familie stirbt oder Sie einen Autounfall haben. Aber nicht, wenn man ein Fußballspiel verliert.« Danach will er allein sein.

Im Kanallabyrinth des mächtigen Stadionbauchs werden Kameras aufgestellt, Lichter installiert, Mikros gehalfert. Während die Sieger, geduscht und glückstrahlend, erklären, warum sie so gut sind, kommt kein Wort von Werder. Otten, Meier, Kutzop, Votava verirren sich in der Pressemeute, bahnen sich, Tränen mühsam verbergend, einen falschen Weg nach dem anderen. »Mensch, ich will bloß raus hier.« – »Was meinst du, was ich will.« – »Jetzt geht doch zu, verdammt noch mal.« Da ist auch ein adrettes Schwabenmädel, vom Lokalteil, mit Stenoblock und richtig unversauten Gefühlen, die einem Kollegen, der enttäuscht war von den verschwiegene Hanseatenkickern, den Marsch bläst: »Laß di doch. I verstand di. Wenn di jetzt ned weined, wann solled di denn dann weine?«

Als letzter schleicht Bruno Pezzey aus der Kabine, unendlich deprimiert. Kurz darauf tuckert der grünweiße Mannschaftsbus aus dem Stadionareal, Richtung Flughafen.

Ein Sturm setzt ein. Tiefblau färbt sich der Himmel. Die Pappeln biegen sich, die Luft voll dunklem Staub, Blitze zucken, Donner grollt. Fette Regenbatzen klatschen auf die Fensterscheiben. Eine Saison ist zu Ende gegangen, als ob John Huston sie inszeniert hätte.

